

XIII.

Ostindien.

1. Charakter und Aberglaube der Hindus.

Was den Europäer in Ostindien am meisten in Erstaunen setzt, ist der geringe Werth, den hier das menschliche Leben in den Augen aller Eingebornen hat. Hieraus erklärt sich die Kaltblütigkeit, mit der auch die feigsten und weichlichsten Hindus in den Tod gehen, die noch immer weit verbreitete Sitte, daß sich Wittwen auf dem Scheiterhaufen ihrer gestorbenen Männer lebendig verbrennen lassen, die Grausamkeit, mit der Väter und Mütter ihre Kinder den Göttern opfern, die Gleichgültigkeit endlich, mit der man die hier so häufigen Mordthaten betrachtet. Bekannt ist die weit verbreitete Verbindung der Thugs oder Würger, welche, wo sie können, Menschen umbringen, blos weil sie glauben, dadurch ein ihrer Gottheit wohlgefälliges Werk zu verrichten. Eine andere Verbindung von Mördern vergiftet ihre Opfer, um sie zu berauben. Die Mitglieder dieser schrecklichen Gesellschaft sind über ganz Indien verbreitet; sie treiben ihr Gewerbe ohne alle Furcht, denn nur selten gelingt es, sie eines Mordes zu überführen. In der Regel mischen sie ihr Gift unter den Taback; wollen sie Frauen und Kinder tödten, oder Männer, welche nicht rauchen, so vergiften sie die Speisen und Getränke ihrer Schlachtopfer. Wehe Jedem, der ihnen

Gelegenheit giebt, sich seinen Küchengeräthen oder seinen Speisen und Getränken zu nähern; sie werden ihn bald in einen ewigen Schlaf versehen! Um einen Gegenstand zu stehlen, der kaum einige Thaler werth ist, vergiften sie ohne Bedenken acht oder zehn Personen. Oft nähern sie sich ihren Schlachtopfern als Bettler, und tödten sie in dem Augenblick, wo sie von ihnen ein Almosen empfangen.

Solche Bubenstücke setzen natürlich jeden Europäer in Erstaunen; in Indien bleibt man dagegen gleichgültig, denn das menschliche Leben hat hier, wie schon gesagt, keinen Werth. Den Menschenopfern hat die englische Regierung fast überall ein Ende gemacht; dagegen hat die Zahl derer, die sich selbst den Göttern als Opfer darbringen, nur wenig abgenommen. So sieht man alljährlich eine Menge von Jünglingen sich selbst den Tod geben, um dadurch die Gelübde ihrer Mütter zu erfüllen. Wenn zum Beispiel eine Mutter, wie dies oft der Fall ist, ihren erstgeborenen Sohn dem Gott der Zerstörung geweiht hat, so verbirgt sie ihm ihr Gelübde, bis er herangewachsen ist; erst dann theilt sie es ihm mit, und befiehlt ihm, es zu erfüllen. Die schreckliche Nachricht setzt den jungen Menschen keineswegs in Bestürzung; es ist eine Pflicht für ihn, dem Willen seiner Mutter zu gehorchen, und von diesem Tage an betrachtet er sich als dem Gott der Zerstörung geweiht. Ohne Jemandem etwas von seinem Vorhaben zu sagen, zieht er das Kleid eines Pilgers an, besucht die berühmtesten Tempel, die der zerstörenden Gottheit geweiht sind, und stürzt sich an einem Festtage vor allem Volk von einer fünfhundert Fuß hohen Felswand in einen Abgrund, in dem schon die Gebeine von vielen tausend Verblendeten liegen.

Der Aberglaube der Hindus verleitet sie oft zu den unsinnigsten Gelübden, die aber stets mit der größten Gewissenhaftigkeit

erfüllt werden. So unternehmen oft ganze Familien Wallfahrten von drei- bis vierhundert deutschen Meilen, um irgend einen berühmten Tempel zu besuchen und dadurch ihr Gelübde zu lösen. Bisweilen vertritt der Aberglaube auch die Stelle tugendhafter Gesinnungen, denn schon Mancher, der in Versuchung war, zu stehlen, ist aus Aberglauben ehrlich geblieben. Sobald z. B. an einen Fruchtbaum ein irgend einem Geiste geweihter Pfahl gebunden ist, so wird auch der ruchloseste Hindu es nicht wagen, die Früchte des Baumes anzurühren. Ich war einst Augenzeuge, wie sich meinem Wirth ein Fremder näherte, sich ihm zu Füßen warf und um seine Verzeihung bat. „Was soll ich Euch verzeihen?“ fragte dieser. „Vor drei Jahren,“ antwortete der Fremde, „habe ich von einem Eurer Bäume eine Frucht gestohlen; seit dieser Zeit leide ich an einem heftigen Magenschmerz. Der Geist des Baumes hat sich meiner bemächtigt, um mich zu strafen; Ihr allein könnt ihn überreden, mich in Ruhe zu lassen.“ Mein Wirth nahm sogleich ein Stück Kuhmist, machte damit im Namen des Geistes ein Zeichen auf der Stirn des Schuldigen und legte ihm das übrige auf die Haare. Sobald diese Operation beendet war, ließen die Schmerzen nach; der Mann bedankte sich freundlichst, und schwur im Fortgehen, daß er nie wieder die Rache der über die Fruchtbäume gesetzten Schutzgeister herausfordern wolle.

Zu den unsinnigsten Gebräuchen der Hindus gehören auch die Vermählungen lebloser Gegenstände. Wenn ein Obstgarten angelegt wird, so muß, ehe die Früchte berührt werden, einer der Mangobäume mit einem andern, gewöhnlich einer Tamarinde, vermählt werden. Das kostet in der Regel ungeheure Summen, denn bei einem solchen Feste müssen wenigstens hundert Brahminen zugegen sein und köstlich bewirthet werden. Je mehr Brahminen da sind, desto stolzer ist der Besitzer des Gartens. Ebenso wird niemals

eine Cisterne gebaut, ohne daß man sie mit einem an ihrem Rande gepflanzten Pifangbaum vermählt. Ferner giebt es einen heiligen Stein, den man alljährlich mit kostbaren Ceremonien irgend einem heiligen Strauche vermählt. Ich war einmal zufällig Zeuge einer solchen Feierlichkeit. An der Spitze des Zuges befand sich ein reich geschmückter Elephant, der den kleinen Stein zu seiner Vermählung trug. Ihm folgten zweitausend reich geschmückte Kameele und viertausend prächtig gezäumte Pferde, deren Reiter gleichfalls kostbar geschmückt waren. Im Ganzen wohnten mehr als hunderttausend Personen der Vermählung bei.

Wenn die Verbindung eines Kiesel mit einer Pflanze so große Kosten verursacht, so dürfen wir uns über den ungeheuern Aufwand und die unglaubliche Verschwendung nicht wundern, welche wir bei den eigenen Hochzeiten der reichen Hindus wahrnehmen. Das Gefolge eines reichen Bräutigams besteht nicht selten aus zehn- bis zwanzigtausend Personen; diese streuen auf ihrem ganzen Wege Kupfermünzen, in der Nähe des Hochzeithauses Silbermünzen und endlich Gold und Edelsteine aus. Nicht geringer sind die Kosten des Vaters der Braut, denn er muß das ganze Gefolge des Bräutigams, seine eigenen zahlreichen Gäste und Hunderte von Priestern mehrere Tage lang aufs prächtigste bewirthen. Außerdem muß er Jedem, der sich am Hochzeitstage seinem Hause nähert, eine Rupie, etwa einen Gulden an Werth, geben lassen. Natürlich strömt von allen Seiten eine ungeheure Volksmenge herbei, um von dieser Freigebigkeit Gebrauch zu machen. Einmal war bei einer Hochzeit, der ich beiwohnte, der Andrang so groß, daß man das Volk wie eine Hammelherde in Parks einschließen mußte; von Zeit zu Zeit öffnete man dann die Thür eines Parks, und gab Jedem, der herankam, seine Rupie.

2. Jüdische Grausamkeit.

Einen deutlichen Beweis von der sittlichen Rohheit der Hindus geben die grausamen Strafen, welche auf alle schweren, zum Theil sogar auf leichtere Verbrechen gesetzt sind. Ein englischer Offizier berichtet hierüber folgendes:

Ein Schauspiel, welches wir einst dicht bei unserem Lager erblickten, konnte als Musterbild orientalischer Barbarei dienen. Es war ein Unglücklicher, den man an den Beinen aufgehängt und in dieser schrecklichen Lage einem langsamen Tode überlassen hatte. Nach dem grauen Haar und Bart zu urtheilen, mußte es ein bejahrter Mann gewesen sein; aber da der Körper schon lange gehangen hatte, so konnten wir die Züge desselben nicht unterscheiden. Die Umstehenden erzählten uns, daß er ein Kind ermordet habe, um sich der silbernen Zierrathen zu bemächtigen, die sich an den Händen und Füßen desselben befanden. War dieses der Fall, so hatte er allerdings die Todesstrafe verdient; aber die Art und Weise, wie sie an ihm vollzogen wurde, gab ein noch völlig rohes Volk zu erkennen.

Wenige Tage darauf wurde unsere Aufmerksamkeit auf einen hauptsächlich aus Weibern und Kindern bestehenden Volkshaufen gelenkt. Wir ritten darauf zu, um die Ursache des Gedränges zu erfahren, und bemerkten in der Mitte einen auf dem Boden liegenden Menschen, dem man vor einer halben Stunde, eines Diebstahls wegen, die beiden Hände abgehauen hatte. Ein leichtes Zucken war das einzige Lebenszeichen, das er noch von sich gab; aber er war bewusstlos, und das Blut floß in Strömen von ihm herab. Niemand wagte es, ihm beizustehen, und er blieb daher in diesem traurigen Zustande liegen. Ihm zur Seite lag der Klotz, der zum

Bloß gebient hatte; aber die Hände waren fortgetragen worden, um auf dem Plage aufgesteckt zu werden, wo er den Diebstahl begangen hatte. Wir wünschten, den Unglücklichen in unser Lager zu bringen; als wir ihn aber fortschaffen wollten, widersetzten sich die Eingebornen, da er nach den Landesgesetzen verurtheilt sei und wir kein Recht hätten, uns einzumischen. Wir vernahmen jedoch bald nachher zu unserer großen Freude, daß ihn seine Freunde insgeheim weggebracht hätten, und daß noch einige Hoffnung wäre, ihn am Leben zu erhalten.

Zu derselben Zeit fanden in der Nähe unseres Lagers zwei Hinrichtungen statt, die jedoch nicht von so grauenvollen Umständen begleitet waren. Das ganze Verbrechen der beiden Unglücklichen bestand darin, daß sie eine Kuh getödtet hatten! Das Blut dieses geheiligten Thieres, des Stellvertreters der indischen Gottheit, konnte nach der Ueberzeugung des Richters nur durch den Tod Derer gesühnt werden, die es vergossen hatten. Unser Weg führte uns fast unter dem Baum vorbei, an welchem man einen der Verbrecher aufgeknüpft hatte, dessen Körper dort so lange als Warnungszeichen hängen wird, bis er von Raubvögeln verzehrt ist. Der zweite Schuldige war am entgegengesetzten Ende der Stadt hingerichtet worden.

Einige Monate später hatten wir auf unserem Marsch unter den Mauern einer kleinen Festung Halt gemacht, um die Pferde füttern zu lassen. Während dessen ereignete sich eine empörende Scene, die ich leider nicht verhindern konnte, obgleich sie sich kaum hundert Schritt von meinem Bivouac zutrug. In der That war das Trauerspiel beinahe zu Ende, ehe ich davon Kenntniß hatte. Wie es scheint, hatte eine Chaiber-Horde einen glücklichen Streifzug gemacht und eine Menge Kameele fortgeschleppt, die zu der Garnison des Forts gehörten, so wie einige indische Krieger, denen die Be-

wachung der Thiere übertragen war. Sobald man von dem Raube Nachricht erhielt, wurde ein Truppen-Detachement ausgeschiedt; da dies aber die Räuber nicht mehr antraf, so griff es an deren Stelle zwei Männer aus demselben Stamm auf, die an dem Ueberfall durchaus keinen Theil hatten. Die beiden Unglücklichen blieben die ganze Nacht über in engem Gewahrsam, und wurden am folgenden Morgen, als ich bei dem Fort ankam, nach dem Nichtplatz geführt, der sich in der Nähe meines Lagers befand. Ich bemerkte ein großes Gewühl und vermuthete, daß eine Kriegerschaar aus der Festung auszöge; doch konnte ich die Bestimmung des trockenen Reifigs nicht begreifen, das sie mit sich schleppten. Als die Krieger still hielten, bildeten sie sogleich einen dichten Kreis, so daß man nicht unterscheiden konnte, was darin vorging; ich wandte mich daher nach einer andern Seite. Das Geschrei: „Steinigt sie! Steinigt sie!“ erregte von neuem meine Aufmerksamkeit, und ich erblickte eine starke Flamme, die sich hoch über die Köpfe der Zuschauer erhob. Jetzt ahnte ich, daß hier irgend eine Unthat begangen würde, und fragte einen anständig gekleideten Menschen, der ruhig neben mir stand, was hier geschähe. „Man verbrennt ein Paar Chaibers,“ antwortete er mit vieler Gleichgültigkeit, und erzählte mir, auf welche Weise die Unglücklichen in die Hände seiner Landsleute gefallen seien. Ich drückte meinen Abscheu über diese Grausamkeit aus. „Was thut's?“ entgegnete er; „wir haben es eben so mit den Beiden gemacht, die wir gestern Abend einfingen.“ Das sind die Folgen des Hasses, der zwischen diesen Völkerschaften besteht! Ich hörte später, daß die Leiden des einen Schlachtopfers ein baldiges Ende erreicht hatten, da er in der Todesangst seine Bande zerrissen und sich unter die Feinde gestürzt hatte, die ihn mit ihren Säbeln niederhieben. Sein Gefährte war nicht so glücklich; indessen dauerten

auch seine Qualen nur einige Minuten, da die dürren Zweige ein so wüthendes Feuer hervorbrachten, daß er gewiß schon nach wenigen Augenblicken verbrannt oder erstickt war.

B. Indische Strafen.

Ein englischer Offizier erzählt folgende zwei Beispiele von Bestrafungen, welche die indischen Sitten charakterisiren.

Als ich zu meinem Regiment gestoßen war, mußte ich als überzähliger Offizier in mehreren Fällen mit zu Gericht sitzen, unter anderm über einen Soldaten, der seinen Korporal ermordet und auf seinen Hauptmann geschossen hatte. Diese Verbrechen waren so bedeutend, daß sie eine exemplarische Strafe forderten. Der Schuldige war etwa ein Jahr zuvor den bürgerlichen Behörden übergeben worden, die ihn nach langen Verhandlungen an sein Regiment zurückgeschickt hatten, damit er hier vor ein Kriegsgericht gestellt würde. Jedermann erwartete, daß die Todesstrafe gegen ihn ausgesprochen werden würde. Wegen seiner langen Gefangenschaft wurde er aber nur zu neunhundert Hieben verurtheilt; nach seiner Herstellung sollte er dann in eine Festung geschickt werden, um fünf Jahr lang in einer Straf-Compagnie zu arbeiten. Dieser Spruch schreckte ihn keineswegs, vielmehr antwortete er durch ein unverschämtes Lächeln, und verließ den Saal, indem er seinen Richtern höhnisch für ihre Nachsicht dankte. Ich mußte der Exekution beiwohnen, und sah, wie der Verurtheilte achthundert Streiche erhielt, ohne einen Schmerzenslaut von sich zu geben. Jetzt befahl der Arzt, ihn fortzuschaffen, denn er hatte beinahe die Besinnung verloren und sein Rücken war

völlig zerfleischt. Das Tuch, das er zwischen den Zähnen hatte, war völlig durchgebissen, und dennoch war nicht ein Schrei über seine Lippen gekommen. Man gab ihm ein Glas Wasser, das ihn sichtlich erfrischte; er hob den Kopf auf, und sah seinen Hauptmann starr an, der nur mit Widerwillen der Exekution beigewohnt hatte. Nicht ohne schmerzliche Anstrengung schob er die Soldaten, die ihn hielten, bei Seite, zeigte dem Offizier die Faust, und entfernte sich langsam, indem er erklärte, daß er sich rächen würde. Ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist, denn ich verließ kurz darauf Indien.

Einige Tage später wohnte ich der Beurtheilung eines unglücklichen Soldaten bei, der, während er im Dienste war, im Hospital die Kleider eines Kranken gestohlen hatte. Das Verbrechen war von Bedeutung und in der Armee so selten, daß es die Aufmerksamkeit der ganzen Garnison erregte. Die einheimischen Zeugen leisteten den Eid, indem sie in der rechten Hand ein kleines mit Gangeswasser gefülltes Gefäß hielten; ihre Aussagen waren übereinstimmend; der Angeklagte gestand sein Verbrechen, und da dies entehrender Art war, so sollte eine strenge Strafe ausgesprochen werden. Am folgenden Morgen wurde dem Verbrecher vor der Fronte des Regiments seine Strafe angekündigt. Ich hatte eine mehrjährige Gefängnißstrafe erwartet, und war daher nicht wenig erstaunt, daß er bloß schimpflich aus dem Dienste gestoßen werden sollte. Man riß ihm die Uniform herunter und stieß ihn unter dem Wirbel der Trommeln aus den Reihen der Soldaten. Ich begriff diese scheinbare Nachsicht nicht, und befragte die ältern Offiziere meines Regiments; sie erwiderten aber einstimmig, daß diese Strafe fast der Todesstrafe gleichkomme. Der Soldat war aus der Kriegerkaste, und mußte somit als Soldat leben und sterben. Sobald er aus dem Dienste gejagt wurde, mußte er von Frau und Kind, von Verwandten und Freunden gemieden werden, und konnte

auf keine Hülfe, auf kein Mitleiden mehr rechnen. Moslems und Hindus hielten sich von ihm fern, wie von einem Angesteckten; er hatte keine Familie, keine Freunde mehr, und war verurtheilt, allein in der Welt umherzuirren. Ich glaubte anfangs, dies sei übertrieben; einige Wochen später aber konnte ich nur allzu sehr mich überzeugen, daß man mir die volle Wahrheit gesagt hatte. Die Leiche des gewesenen Soldaten wurde in einem Dickicht in der Nähe seiner ehemaligen Wohnung gefunden. Er hatte sich dahin geschleppt, um sich zu verbergen, und war in der Nähe seiner Familie und seiner Freunde vor Hunger und Verzweiflung umgekommen.

4. Der Sipahi.

Ein Sipahi oder eingeborner indischer Soldat ist in der Regel ein Muster blinden Gehorsams. Der Wille seines Offiziers ist ihm Gesetz, und auch den leisesten Wink desselben erfüllt er mit musterhafter Treue und Selbstaufopferung. So lange sein Vorgesetzter die Gefahren mit ihm theilt, weicht er vor keiner Uebermacht zurück, und von ihm geführt, stürzt er sich unerschrocken in den dichtesten Schwarm der Feinde und dringt selbst bis vor die Mündung der feindlichen Kanonen. Wie auch der ihm ertheilte Befehl lauten mag, er wird von ihm mit buchstäblicher Genauigkeit ausgeführt.

Als ich in Delhi einquartirt war, wurden wir durch eine Reihe kleiner Diebstähle beunruhigt, die in den Wohnungen der Offiziere begangen wurden und deren Urheber uns immer ent schlüpfte. Sie waren augenscheinlich das Werk eines Fremden, der Mittel und Wege gefunden haben mußte, sich nach Einbruch der Nacht in die Kantonnirungen einzuschleichen. Wir ließen daher alle zu unseren

Linien führenden Zugänge durch Schildwachen besetzen, denen wir den strengsten Befehl ertheilten, auf Jeden ohne Ausnahme zu schießen, der nach erfolgtem Anruf die Parole nicht erwidern würde. Dieser Befehl wurde in der ganzen Nachbarschaft bekannt gemacht, um jedem Unfall vorzubeugen, der daraus entstehen konnte.

Eines Abends hatte ich mich in das Quartier meines Majors begeben, um mit ihm eine Pfeife zu rauchen, als wir plötzlich durch den Knall einer Musquete aufgeschreckt wurden. Wir eilten hinaus, um uns nach der Ursache zu erkundigen, da die Abfeuerung eines Gewehrs nur durch die wichtigste Veranlassung zu rechtfertigen war, und als wir fanden, daß der Schall von einem Fort kam, das im Mittelpunkt der Befestigungen gelegen und etwa dreihundert Schritt von uns entfernt war, verfügten wir uns ohne Aufschub dahin, um die Sache zu untersuchen. Im Fort angekommen, trafen wir bereits eine Anzahl Personen, die, gleich uns durch den Schuß aufgeschreckt, mit brennenden Fackeln herbeigeeilt waren. Auf dem Boden war ein Leichnam ausgestreckt, und über demselben lag, dem Anscheine nach ohne Besinnung, die Schildwache. Das Blut strömte noch aus einer Wunde des Erschossenen, und färbte die weißen Beinkleider des Sipahi. Ich befahl sogleich, den Letzteren aufzurichten, um mich zu überzeugen, ob er wirklich todt oder nur ohnmächtig sei; als er mir aber das Gesicht zuwandte, fuhr ich schauernd zurück, denn ich sah ein Bild des Jammers und des Entsetzens, wie mir noch keins vorgekommen war. Die Lippen des Unglücklichen waren krampfhaft verzogen; sein Mund war geöffnet, und in seinen irren, stieren Augen drückte sich ein wahnsinniger Schmerz aus. Dabei war er bemüht, sich den Armen derer, die ihn aufgehoben hatten, zu entwinden, um sich von neuem auf den blutigen Leichnam zu werfen.

Die wilden Geberden, das herzerreißende Geschrei, das mit Drohworten abwechselnde, verzweiflungsvolle Stöhnen des Unglück-

lichen, den ich so gut kannte, und den ich wenige Stunden früher im Genuße völliger Gesundheit verlassen hatte, ergriffen mich in so hohem Grade, daß ich kaum so viel Geistesgegenwart behielt, um nach der Ursache dieses schrecklichen Austritts zu forschen. Nachdem man den Bedauernswürdigen fortgeschafft hatte, gelang es mir, folgende Umstände zu ermitteln.

Der Soldat war etwa eine Stunde vor Mitternacht als Schildwache ausgestellt worden, und zwar, wie schon erwähnt, mit dem Befehl, auf Jeden zu feuern, der sich ihm nähern würde, ohne die Parole zu geben. Es waren kaum zwei Drittheile der Zeit verflossen, die er auf seinem Posten zuzubringen hatte, als er Fußtritte hörte, die sich ihm leise nahten. Seiner Pflicht gemäß rief er den Kommenden an; aber anstatt eine Antwort zu ertheilen, schien der Eindringling sich nur schneller vorwärts zu bewegen. Ein zweites: „Wer da?“ blieb ebenfalls unbeachtet; da legt der Sipahi an und feuert auf den Unbekannten, den er jetzt bei dem schwachen Sternlicht einer ungewöhnlich finsternen Nacht innerhalb zwanzig Schritten vor sich bemerkt. Der Schuß ist kaum gefallen, als der Unglückliche ein Schmerzensgeschrei vernimmt und eine wohlbekannte Stimme seinen Namen ausspricht — es ist die Stimme seines Vaters! Er schleudert sein Gewehr zur Erde und stürzt sich halb besinnungslos auf sein Opfer; aber zu spät! Der unbewusste Vatermörder hatte nur zu gut gezielt, und mit dem Hülfseruf, in welchem der Sohn die väterliche Stimme erkannt hatte, war das Leben aus der Brust des alten Indiers entflohen. Er war zu Fuß über Berg und Thal, durch dichte Wälder und reißende Ströme gedrungen; über hundert Meilen hatte er zurückgelegt und unzählige Hindernisse bestiegen, um noch einmal seinen einzigen Sohn, den Trost seines Alters, zu umarmen. Er hatte die geliebte Stimme vernommen, die ihn, wie es in der indischen Armee Gebrauch ist, auf Englisch anrief, und da er

die fremde Sprache nicht verstand, so war er gerade auf den Sohn zugeeilt, um ihn an das Herz zu drücken, als der tödtliche Schuß ihn niederstreckte, und er, den Namen des geliebten Sohnes ausrufend, verschied.

Am folgenden Morgen hörte ich mit nicht geringer Genugthuung, daß auch der unglückliche Sipahi nicht mehr am Leben war. Der Tod hatte schnell seinen Leiden ein Ende gemacht.

5. Die lebendigen Todten.

Die weiten Reisen, welche häufig von den Eingebornen Indiens unternommen werden, und ihre lange Abwesenheit von Hause verursachen nicht selten Todesgerüchte, welche schon oft traurige Folgen gehabt haben. Eine Familie von hoher Kaste, aber herabgekommen in ihren Vermögensumständen, lebte in der Gegend der Stadt Etawah. Nur zwei Brüder waren übrig, und der jüngere, der mit seinen beschränkten Mitteln seinen Unterhalt nicht zu sichern vermochte, beschloß, in einem fernen Lande sein Glück zu suchen. Er nahm demnach Abschied von seinen Freunden, und übergab seine junge Frau, mit der er erst ein Jahr verheirathet war, der Obhut seines Bruders, da die ganze Familie, wie bei der patriarchalischen Lebensweise Indiens nicht selten der Fall ist, in einem Hause lebte. Im ersten und zweiten Jahre kamen Geldsendungen von Baltschit Singh nebst Briefen, die jedoch nur ungenaue Berichte über seine Lage und seine Aussichten enthielten. Während der drei nächsten Jahre kam gar keine Nachricht, und endlich traf die ziemlich sichere Kunde seines Todes ein. Ein Landsmann, der mit ihm im Heere der Mahratten

gedient hatte, war Zeuge seines Todes gewesen: mehrere Reiter, unter denen sich auch Baltschit Singh befand, waren beim Ueberseßen über einen Fluß von der Strömung fortgerissen worden und ertrunken. Der Freund und Genosse des Verstorbenen, Tschait Ram, hatte das Eigenthum desselben an sich genommen und der Familie überliefert. Verschiedene Umstände hatten indeß seine Rückkehr verzögert, so daß er erst ein volles Jahr nach dem Tode desselben der Familie die Nachricht überbringen konnte. Der ältere Bruder, Harraf Singh, hatte inzwischen seine Vermögensumstände nicht verbessert, und bei der Todesnachricht hielt er es für rathsam, daß seine Schwägerin nach der unter den vornehmen indischen Frauen herrschenden Sitte auf dem Holzstoß ihr Leben beendigte. Obgleich ihr fernerer Unterhalt ihm nicht viel gekostet hätte, so waren doch andere Gründe vorhanden, welche ihren Tod wünschenswerth machten. Es fehlte nicht an Beispielen im Dorfe, daß Wittwen wieder geheirathet hatten oder gar mit einem Manne davongegangen waren. Um diesen Schimpf zu vermeiden und das Ansehen zu erlangen, welches der freiwillige Opfertod einer Wittwe stets der ganzen Familie ertheilt, wurde beschlossen, daß Kutschili — so hieß die Wittwe — den Holzstoß besteigen und sich mit dem Turban ihres verstorbenen Gemahls verbrennen solle. Obwohl das junge Weib mit ihrem Manne glücklich gelebt hatte, so war sie doch durch die lange Abwesenheit über seinen Verlust getröstet worden, so daß sein Tod ihr keinen allzu heftigen Schmerz verursachte. Sie hatte daher keineswegs Lust, ihr Leben zu opfern, um sich den Weg ins Paradies zu öffnen; doch befand sie sich in der Hand von Leuten, die ihre Absicht durchzuführen entschlossen waren.

Sobald Harraf Singh davon sprach, daß seine Schwägerin sich opfern wolle, wurde das Haus von Brahminen umgeben, und jede Kunst angewandt, die Unglückliche zu begeistern, damit sie die Hand-

lung mit Anstand beginge. Betäubt durch die große Hülflosigkeit ihrer Lage, versank Kutschili in eine Art von Erstarrung, und war unfähig, den schwachen Widerstand zu leisten, der in ihrer Macht lag. Sie hatte in zu großer Zurückgezogenheit gelebt, um zu wissen, daß die englische Regierung alle Frauen in ihrer Lage kräftig in Schutz nimmt, und daß im Dorfe mohammedanische Beamten waren, die zu ihren Gunsten einschreiten konnten; Niemand aber ahnete, daß das beabsichtigte Opfer von ihrer Seite unfreiwillig geschah. Während des ganzen Tages nach Tschait Nam's Ankunft wurde Kutschili fast von Liebkosungen erdrückt; man schmückte sie festlich, und gab ihr, um sie völlig zu betäuben, von Zeit zu Zeit kleine Dosen von Opium, die einzige Nahrung, welche über ihre Lippen ging.

Gegen Abend war sie in einem solchen Zustande, daß man beschloß, die verhängnißvolle Ceremonie nicht länger zu verschieben. Das ganze Dorf war natürlich in großer Aufregung, denn eine solche That war seit langer Zeit nicht vorgekommen. Wie die Zeit herankam, fühlte sich Kutschili immer weniger geneigt, sich der grausamsten aller Todesarten zu unterwerfen; doch sie konnte keinen Widerstand leisten, und zur bestimmten Stunde wurde sie eher fortgezogen, als geführt, da sie sich nur mit Widerstreben ihrem Geschick ergab. Das Dorf lag an einem breiten Strom, und die Ceremonie fand nach der Sitte des Landes am Ufer des Flusses statt. Durch das Gold, das Tschait Nam mitgebracht hatte, war man in den Stand gesetzt worden, die Vorbereitungen mit großer Pracht ins Werk zu setzen; der Holzstoß war hoch, gut zusammengesetzt und mit einer hinreichenden Menge von Brennstoff versehen. Kutschili warf einen Blick darauf, war aber nicht im Stande, ihre Augen vom Boden zu erheben; doch da sie aus Entsetzen oder Furcht keinen Versuch

machte, zu entkommen, so wurde die Ceremonie nicht beschleunigt. Gewöhnlich legt man einer Frau, die sich dem Tode weihet, noch viele Fragen vor, da man ihre Antworten als Orakelsprüche ansieht; doch nur diejenigen, welche fanatisch diesen Tod für einen Triumph ansehen, können solche prophetische Antworten geben. Kutschili antwortete unzusammenhängend oder gar nicht, und so überließ man sie endlich sich selbst.

Dreimal war sie um den Holzstoß gegangen, ihr Schmuck war von ihr genommen und unter ihre Verwandten vertheilt; die Blumen aus ihren Kränzen hatten sich die umstehenden Zuschauer begierig zugeeignet, und jetzt wurde sie von vier Brahminen ergriffen, und mit Gewalt auf den Holzstoß gesetzt. Die Fakeln waren bereit, als die Unglückliche zum nicht geringen Entsetzen ihrer Verwandten mit einem durchdringenden Schrei an den Rand des Scheiterhaufens sprang und ausrief: „Er ist nicht todt! Mein Gatte kommt, mich zu erlösen!“ Alle Augen wandten sich nach der Seite, wohin sie deutete, und auf dem Wege sah man einen Reiter, der aus der Föhre gesprungen war und jetzt im vollen Galopp herbeieilte. Es war in der That Baldschit Singh, der vom Pferde sprang und sein Weib in seine Arme auffing, nicht wenig entzückt über den Beweis von Anhänglichkeit, den sie ihm gegeben. Durch einen Zufall war er dem Tode entronnen; es war ihm aber nicht möglich gewesen, seine Gefährten einzuholen, und als er später Gelegenheit fand, ihnen Nachricht von sich zu geben. Ueber Erwarten glücklich in seinen Unternehmungen, konnte er endlich nach Hause zurückkehren, und kam zu rechter Zeit, um sein unglückliches Weib von dem schrecklichen Tode zu retten. Die Brahminen wurden reichlich bewirthet und Geschenke unter die Armen ausgetheilt; es war ein Abend all-

gemeiner Freude, für Niemand aber mehr als für die erlöste Frau, deren Leiden durch das Glück und die Zufriedenheit belohnt wurden, in der sie ihre letzten Lebensjahre zubrachte.

Die Rückkehr der Todten oder Todtgeglaubten ist ihren Erben und Nachfolgern nicht immer sehr angenehm, zumal wenn diese selbst bedacht gewesen waren, den Tod irgend eines Verwandten herbeizuführen. Rhyrum war ein junger Mensch von großem Vermögen; sein nächster Verwandter aber, sein Oheim Ali, war ein habfüchtiger Mann, der nur über die Mittel nachsann, welche ihn in den Besitz der Erbschaft setzen konnten, an die er das nächste Anrecht besaß, sobald der Knabe gestorben war. Ali beschloß endlich, den Knaben mit Gewalt aus dem Wege zu schaffen. Rhyrum liebte die Fischerei und fuhr oft allein in einem Nachen aus, den er wohl zu regieren wußte. Lange Zeit war es die Absicht Alis, ihn bei einer seiner Spazierfahrten zu ertränken; doch schien dieser Plan zu gewagt, da der Fluß sehr besucht war. Endlich band er an einem Abend den Nachen los, überließ ihn dem Strom, und warf den Turban und den Shawl seines Opfers ins Wasser. Dann lockte er seinen jungen Verwandten in ein Gebüsch, um, wie er sagte, hier mit ihm nach Pfauen zu schießen, ergriff plötzlich den Knaben, und warf ihn in einen Brunnen, der, wie er wußte, über fünfzig Fuß tief war, und zwölf Fuß hoch Wasser enthielt. So wie das Verbrechen vollbracht war, eilte er nach Hause, damit niemand seine Abwesenheit bemerke.

Einige Stunden verstrichen, ehe Rhyrum vermist wurde; endlich erinnerte sich einer seiner Diener, daß er ihn seit dem Morgen nicht gesehen hätte, und fragte die andern Diener, ob sie wüßten

wo ihr Herr sei. Keiner konnte genügende Antwort geben. Man eilte zuerst an den Fluß und vermifste das Boot, und als man dann den Turban und den Shawl fand, dachte man, der Körper sei fortgeriffen oder die Beute eines Alligators im Flusse geworden. Kein Verdacht fiel auf Mumtaz, und als man sich hinreichend vom Tode Rhyrums überzeugt hatte, nahm er das Vermögen desselben in Besitz.

Doch Rhyrum lebte. Beim Herabstürzen in den Brunnen hatte er sich an einem hervorragenden Stein gehalten, einer seiner Füße hatte einen Anhaltspunkt gefunden, und so war er vor der Hand über dem Wasser hängen geblieben. Zufällig kamen noch an demselben Abend einige Fakirs durch das Gebüsch, und traten an den Brunnen, um Wasser zu schöpfen. So fanden sie den Knaben und retteten ihn.

Rhyrum war zwölf Jahr alt, und wünschte, nachdem er sich erholt hatte, nicht sogleich wieder nach Hause zu gehen, weil er nach diesem Vorgange einen neuen Angriff auf sein Leben fürchten mußte. Einiger Schmuck, den er an sich trug, setzte ihn in den Stand, die Fakirs zu belohnen und sie zu vermögen, ihn unter ihre Gesellschaft aufzunehmen, damit er den Schuß einiger Verwandten seiner Mutter auffuchen könne. Die Fakirs, welche einen für sie wichtigen Auftrag hatten, gingen gern in seine Wünsche ein, verschafften ihm passende Kleider und setzten in seiner Begleitung ihre Reise fort. Einige Monate verstrichen, ehe sie ihre Wallfahrt beendeten und die nöthige Zeit fanden, um für ihren Schützling zu sorgen. Jetzt führten sie ihn in die Stadt, wo die Verwandten seiner verstorbenen Mutter wohnten, und machten diese mit dem Vorgang bekannt. Das Erstaunen derselben war eben so groß wie ihre Freude, denn sie waren von dem Tode des Knaben benachrichtigt worden. Anfangs zweifelten sie an der Wahrheit dessen, was die Fakirs aus sagten; als

diese aber den Schmuck und die Kleider Khyrums, die sie immer noch aufbewahrt hatten, vorwiesen, mußte jeder Zweifel schwinden.

Nach einiger Berathung beschlossen die Oheime des Knaben, selbst nach Mumtaz' Wohnort zu reisen und ihn zur Herausgabe seines Reichthums zu zwingen. Die Fakirs mußten sie natürlich begleiten, und die ganze Gesellschaft brach auf. Mumtaz war etwas erstaunt, als er den unerwarteten Besuch erhielt; indeß nahm er sie sehr höflich auf. Doch als der Knabe hervortrat, der, zwar größer geworden, doch sogleich von ihm und seinen Dienern als Khyrum erkannt wurde, erschrak er heftig. Die Geschichte wurde bald bekannt, und der Verbrecher von den Behörden ergriffen. Er konnte die That nicht leugnen, denn man fand in dem Gebüsch Pfeil und Bogen und im Brunnen den Stein. Auch wartete Mumtaz sein Verhör nicht ab, sondern tödtete sich durch Gift.

6. Aufopferung eines Hindu.

Ich hatte mich mit mehreren Offizieren nach Behrampur begeben, um einer Jagd mit gezähmten Leoparden beizuwohnen. Die furchtbare Meute lief frei umher, war aber so gut gezähmt, daß sie neben ihrem Wächter schlief und ihn gleich Hunden bewachte. Die Jagd war eine der aufregendsten, welche ich je mitgemacht; ich fühlte mich aber nachher so zerschlagen, daß ich mich in Calcutta alsbald zu Bette legte. Ein Brief aus Behrampur von einem meiner Freunde, der mir anzeigte, daß ich von einem meiner Bedienten stark bestohlen worden sei, nöthigte mich indeß, der Ruhe zu entsagen und mich alsbald auf den Weg zu machen. Ich hatte dreißig

deutsche Meilen zurückzulegen und hätte zu Wasser sieben Tage gebraucht; ich wählte also den Landweg, indem ich mich in einer Sänfte tragen ließ, wobei ich den Weg in dreißig Stunden zurücklegen konnte. Wer nicht in Indien gelebt hat, kann die Raschheit dieser Reiseart nicht begreifen. Acht Träger lösen sich von drei zu drei Meilen ab, zwei tragen abwechselnd, die andern laufen nebenher, und führen Nachts Fackeln, um die wilden Thiere abzuhalten. Diese Reiseumethode hat ihr Angenehmes, aber auch ihre Leiden, denn bei Tage wird man gebraten, bei Nacht läuft man Gefahr, von den Tigern zerrissen zu werden.

Nach meiner Ankunft ließ ich sogleich den Weisen des Orts rufen. Diese Leute, halb Priester, halb Zauberer, sagen die Zukunft voraus, finden die verlorenen Gegenstände wieder und entdecken die Diebe. Ich kannte ihr Verfahren, und so kindisch es ist, so zeigte es sich doch wieder wirksam. Meine Diener wurden im Kreise aufgestellt, der Zauberer murmelte einige Worte, gab dann jedem eine Hand voll rohem Reiß und erklärte, Wischnu werde nicht verfehlen, den Schuldigen zu treffen, wenn er versuche den Reiß zu kauen. Als die Reihe an einen Menschen kam, dem ich viel Vertrauen bezeugt hatte, sah ich, wie die Muskeln seines Gesichts sich krümmten, als hätte er den Starrkrampf; der Zauberer ließ ihn den Reiß ausspeien, und ich sah, daß derselbe nicht gekaut war. Jetzt fiel mir der Schuldige zu Füßen und gestand nicht bloß den letzten, sondern auch mehrere frühere Diebstähle, für welche einige Unschuldige gebüßt hatten. Ein solcher Mißbrauch des Vertrauens empörte mich; da aber der Mensch schon lange in meinen Diensten gewesen war, so begnügte ich mich, ihn wegzuschicken.

Am Abend besuchte ich einen meiner Freunde, und saß eben beim Whistspiel, als man mir ankündigte, daß mein Sedanträger, derselbe, der mich durch einen Freund von dem vorgefallenen Diebstahl hatte

in Kenntniß setzen lassen, mich zu sprechen verlangte. Ich ging hinaus, und erfuhr hier, ein Freund zu Murschedabad, welches etwa drei Meilen entfernt liegt, hätte mich mündlich durch einen Boten bitten lassen, ihn unverzüglich zu besuchen. So seltsam mir die Sache vorkam, so reiste ich doch auf der Stelle ab, fand aber zu Murschedabad, daß alles erlogen sei, und kehrte alsbald wieder um, entschlossen, meinen Sedanträger für seine Lüge tüchtig zu bestrafen. Ich pochte meine Diener wach und fragte nach dem Schuldigen, aber Keiner wollte etwas von ihm wissen, und alles Suchen war vergeblich. Verdrießlich darüber, die Strafe auf den folgenden Tag verschieben zu müssen, begab ich mich nach meinem Schlafkabinet, fand aber hier mehrere Komoden umgeworfen, und ein Blick überzeugte mich, daß meine Garderobe ausgeplündert sei. Noch immer wollte ich nicht glauben, daß mein Sedanträger, derselbe, der mir vor kurzem noch einen Beweis seiner Treue gegeben hatte, mich bestohlen haben könnte; aber sein Turban, welchen ich auf dem Boden liegend fand, nahm mir jeden Zweifel. Ueber diese Entdeckung mehr bekümmert als erzürnt, schickte ich meine Bedienten weg und ging in mein Schlafzimmer. Ich trete vor's Bett und ziehe die Vorhänge aus einander: da liegt vor mir mein anderes Ich, den Kopf in mein Tuch eingebunden. Erschreckt trete ich mit dem Lichte näher — es ist mein Sedanträger! Ich rufe ihn laut an, erhalte aber keine Antwort; ich fasse den Arm, um ihn wach zu schütteln, dieser aber ist kalt, und ich sehe, daß ich eine Leiche vor mir habe. Wie ich die Decke zurückschlage, finde ich einen Dolch bis ans Hest in seine Brust gestoßen. Auf mein Geschrei eilen meine Diener herbei, und einer derselben überreicht mir ein Blättchen, worauf der Unglückliche mit der Nadel einige Zeilen in indischer Sprache geritzt hatte, wie es die Hindus oft thun. Ich ließ meinen Dolmetscher rufen, und dieser las mit lauter Stimme: „Der Mensch, dessen Diebstahl Du

entdeckt hast, wollte Dich ermorden. Seine Maßregeln waren so gut genommen, daß Du seiner Rache nicht hättest entgehen können. Man hatte mich schwören lassen, das Geheimniß der Verschwörung bis zu meinem Tode zu bewahren; verzeihe mir, Herr, die Lüge, durch welche ich Dich entfernte. Ich habe Deinen Platz eingenommen und bin glücklich, für Dich sterben zu können." Der Schuldige hatte die Flucht ergriffen, fest überzeugt, er habe mich ermordet. Meine sämtlichen Diener bezeugten nicht das geringste Erstaunen, als ob die Aufopferung meines Sedanträgers die natürlichste Sache von der Welt wäre.

7. Elephanten- und Schlangenbändiger.

Die gefürchtetsten Thiere Ostindiens, die Elephanten und die Schlangen, lassen sich, trotz der furchtbaren Waffen, mit denen die Natur sie ausgerüstet hat, von einer Klasse von Menschen bändigen, die man Zauberer nennt. Unter allen derartigen Gauklern, die ich während meines langen Aufenthalts in Ostindien kennen gelernt, hat mich besonders einer durch seine Geschicklichkeit und Kühnheit in Erstaunen gesetzt. So kaltblütig habe ich nie einen andern mit der giftigen Brillenschlange verfahren sehen. Er besaß eines dieser schreckbaren Thiere, das er mit solcher Zuversicht schlug und reizte, daß ich anfangs glaubte, er habe es außer Stand gesetzt, ihm das geringste Leid anzuthun. Dem war jedoch nicht also, denn nachdem er die zornige Schlange auf seine Brust gelegt hatte, öffnete er auf mein Geheiß ihre Kinnladen, und zeigte mir die vollkommen unverfälschten Giftzähne. Ich fragte ihn, ob die Schlange mich wohl beißen würde, wenn ich sie berührte. „Ganz gewiß," sagte er und

beeilte sich, sie wieder in den Sack zu stecken, der ihr als Gefängniß diente. „Würdet Ihr,“ fragte ich ihn, „auch eine Schlange, die Ihr im Walde fändet, so zu berühren wagen?“ „Nein,“ versetzte er; „aber ich brauche höchstens zwei Tage, um die wildeste zu zähmen. Diese hier ist vor vierzehn Tagen eingefangen, und seitdem ich sie besitze, hat sie nichts zu fressen bekommen.“

Ehe ich von ihm Abschied nahm, bot ich ihm ein paar Goldstücke an; er schlug sie aber aus. Mein Begleiter, ein Eingeborner vornehmen Standes, versicherte mir, dieser Mann sei der geschickteste Zauberer des Landes. Wie war es ihm gelungen, eine so erstaunliche Gewalt über den giftigen Wurm zu erhalten? Ich habe nichts davon erfahren können, glaube jedoch, daß er seine Erfolge nur seiner Kühnheit verdankte.

Noch merkwürdiger ist der Einfluß, den manche Hindus auf alle Elephanten ausüben, selbst wenn diese Thiere sich im Zustande der äußersten Wuth befinden. Einer meiner Freunde, der Kapitän L., befand sich einst auf der Elephanten-Jagd. Er war kaum in den Wald eingetreten, als er einem dieser Thiere begegnete. Er nahm den Kopf des Elephanten aufs Korn, drückte aber zu schnell ab, so daß die Kugel, statt den Kopf zu treffen, in den Hals eindrang. Das wüthende Thier stürzte sich sogleich auf den unbesonnenen Schützen, der schon fast im Bereiche seines Rüssels war und keine Hoffnung mehr hatte, einem schrecklichen Tode zu entgehen. Aber in demselben Augenblick sprang ein Eingeborner hinzu, sprach rasch aber deutlich ein paar Worte, und zwang dadurch den Elephanten, still zu stehen. Darauf streckte er die Arme gegen ihn aus und sprach mit lauter Stimme einige andere Worte. Bei dieser Geberde und diesen Worten kehrte der Elephant um und ergriff die Flucht, indem er ein entsetzliches Geschrei ausstieß und alle Bäume zerbrach, die ihm im Wege standen. Der Leser mache sich einen Begriff von der

Verwunderung aller Europäer, welche dieser unerklärlichen Scene beiwohnten.

Sobald Kapitän L. von seinem Schrecken und seiner Ueberraschung sich etwas erholt hatte, fragte er, wo sein Retter hingekommen sei. Man sagte ihm, er sei im Dickicht verschwunden; übrigens würde er keine Art von Belohnung angenommen haben. Auch dieser Unbekannte galt für einen der geschicktesten und mächtigsten Zauberer.

An demselben Abend, als ich aus dem Munde des Kapitän L. dieses wundersame Abenteuer vernahm, erzählte mir ein anderer Offizier folgendes Erlebnis: „Eine Frau in der Nähe meiner Garnison war von einem so außerordentlichen Wahnsinn ergriffen worden, daß man allgemein glaubte, sie sei vom Teufel besessen. Sechs starke Männer konnten sie kaum bewältigen, so erstaunlich hatten ihre Kräfte sich gesteigert. Ihre Eltern ließen einen berühmten Zauberer kommen, von dem sie glaubten, daß er allein die Unglückliche heilen könne. Ich erhielt nicht ohne Mühe die Erlaubniß, der Beschwörungscene beizuwohnen. Der Zauberer hatte nur drei kleine Baumzweige mitgebracht. Er begann seine Operation damit, daß er alle Anwesenden ermahnte, sich möglichst still zu verhalten, indem er sonst für das Leben von keinem unter ihnen einstehen könne. Dann nahte er der Kranken, und gab ihr alle drei Minuten mit den Spitzen der Zweige gelinde Schläge auf den Kopf, die Brust, die Arme, die Beine und die Füße. Als eine halbe Stunde verflossen war, befahl er den Männern, die sie festhielten, sie loszulassen. Sie schien tief eingeschlafen zu sein. Zwei Stunden später stand sie auf, anscheinend ganz ohne Rück Erinnerung an das Vergangene, und ging wieder vollkommen ruhig an ihre gewohnten Beschäftigungen.“

8. Die Thierwelt Ostindiens.

Schon am zweiten Tage nach unserer Ankunft in Indien hatten wir Gelegenheit, die abscheuliche Plage kennen zu lernen, welche die Moskitos verursachen, die mit ihrem unersättlichen Blutdurst den Menschen fast umbringen. Zum Unglück war es uns nicht eingefallen, den Vorhang von Flor herunterzulassen, der den Schlafenden gegen ihre Stiche schützen soll und deshalb Moskitogardine heißt. Derselbe war unter dem Betthimmel zusammengeknüpft, und wir hatten versäumt, ihn abzuwickeln; aber eine strengere Strafe, als wir in dieser Nacht bekamen, hat wohl nicht leicht Jemand für eine Nachlässigkeit erhalten. Die Moskitos sind nicht viel größer, als unsere Mücken, vielleicht auch nicht giftiger, wenn die Sache recht untersucht würde; aber ihre Stiche verursachen einen unerträglichen Schmerz. Einen nicht geringen Ekel erregten in uns die Schwärme von Eidechsen, welche an den Wänden herumliefen und sehr tückisch aussahen; aber in Betreff ihrer hatten wir schon am vorhergehenden Tage erfahren, daß sie den Menschen nichts zu Leide thun. Man erzählte uns bei dieser Gelegenheit, daß ein neu angekommener Sergeant die erste Nacht in Indien damit zubrachte, diese unschuldigen Thiere zu tödten, in dem Glauben, es wären giftige Skorpione und es gelte also das Leben, sie zu vernichten. Weit entfernt indeß, daß diese Thiere schädlich wären, sind sie vielmehr den Eingebornen sehr willkommen, indem sie unaufhörlich auf Moskitos, Ameisen und Wanzen, die sich in unzähliger Menge vorfinden, Jagd machen. Die Hindus nennen daher diese nützlichen Eidechsen *Ipulli*, das ist Mücken- oder Fliegentiger. Sie sollen für die Folge meine besten Freunde sein, und ihr zischender Laut soll mir niemals nach dem malabarischen Aberglauben etwas Schlimmes prophezeien. Man muß

sich auch daran gewöhnen, die übelriechende Spitzmaus oder Moschusratte nach Belieben in seinen Zimmern aus- und einspazieren zu lassen, denn man läßt hier Thüren und Fenster in der warmen Zeit Tag und Nacht offen. Eben so wenig darf es Einen anfechten, in dem erquickendsten Schlummer mitten in der Nacht durch ein ebenso plötzliches als durchdringendes Raßengeschrei, oft unter dem eigenen Bette, geweckt zu werden, und es hilft nur wenig, wenn man böse wird und aufsteht, um die Raße zu strafen, denn sie entflieht ohne Mühe durch eine der vielen Thüren oder Fenster, die immer offen stehen, und dann kommt vielleicht bald darauf eine andere auf demselben Wege herein, um gleichfalls ihr abscheuliches Geschrei anzustimmen. Schlimmer ist es jedoch mit den herrenlosen Hunden, Pariahunden genannt, von denen manche in völlig verhungertem Zustande in der Nacht von den Dörfern hereinkommen, um in den Häusern der Europäer Besuche abzustatten. Ich habe einmal vergebens versucht, einen solchen Hund aus meinem Schlafzimmer zu jagen; er legte sich ganz ruhig hin und knurrte, so daß ich um Hülfe rufen mußte, und meine Diener endlich genöthigt waren, ihn mit Knütteln und einer Schlangengabel, den einzigen Waffen, welche im Hause waren, todtzuschlagen.

Die Schakals hört man in jeder Nacht weit umher heulen. Sie halten sich besonders bei den Verbrennungsplätzen der Todten auf, wo die Leichen gewisser Kasten begraben werden. Sie gleichen den Pariahunden, sind aber kleiner. Wenn sie sich den bewohnten Orten nähern, gerathen sie bisweilen mit den Hunden in ein Gefecht, entlaufen aber meistens, da sie viel schneller sind und mit großer List zu entkommen verstehen.

Der sogenannte Waldhund ist eine Art Iltis oder Marder, und nährt sich auf eben dieselbe Weise, wie diese. Er schlägt seine Wohnung unter den Dächern auf, besonders in Häusern, welche längere

Zeit unbewohnt gewesen sind; man kann alsdann seinen langen Schwanz unter dem Dache hervorstrecken sehen, und ihn an demselben ohne Schwierigkeit fangen.

Hasen und Kaninchen sind in Indien allgemein. Eine Art sehr großer und wilder Hasen, dunkelgrau mit schwarzen Streifen, hält sich in den Gärten auf, von wo sie sich in die Hühnerhöfe zu stellen sucht. Die Eulen machen auch ein unangenehmes Geschrei, heulen aber nicht so melancholisch wie bei uns, denn sie haben einen schrillenden und dem Fremden ganz ungewohnten Laut.

So geht es in der Nacht; am Tage aber machen Sperlinge und Krähen einen gewaltigen Lärm, besonders die letzteren, die überaus dreist sind. Das Schlimmste sind die vielen giftigen Thiere. Man muß in Wahrheit sich glücklich preisen, wenn man in seiner Stube nicht auf Schlangen und Skorpione tritt. Da dies sehr leicht geschehen kann, so hat man die ganze Nacht in dem Zimmer, in welchem man schläft, eine brennende Lampe. Es kommt sogar vor, daß nicht nur kleinere Giftschlangen, sondern selbst die durch ihre Größe und Stärke furchtbare Riesenschlange sich in Wohnhäusern verbirgt. So war mehrere Tage das Haus, in welchem ich wohnte, der Schlupfwinkel einer Boa. Sie hatte sich in einem durch einen Schrank verdeckten tiefen Loch in der Mauer einquartirt, und sich von Ratten und Mäusen ernährt, bis sie sich endlich dadurch verrieth, daß sie in ihrem Versteck zischte und giepte, als man hinter dem Schrank rein machen wollte. Ein Trost ist es zu wissen, daß diese Schlange nicht giftig ist und dem Menschen nichts zu Leide thut, außer wenn sie hungrig ist.

In der heißen Jahreszeit gewähren die Felder in Ostindien einen öden, traurigen Anblick. Die sie einfassenden Sträucher sind vertrocknet und ihres Laubes durch die Hitze fast beraubt; die Reisfelder aber sind gänzlich von aller Vegetation entblößt, so daß man

über sie und die vielen Kanäle und Gräben, von denen sie durchkreuzt sind, ungehindert spazieren gehen kann. Die Acker sehen in diesem Zustande noch viel trauriger aus, als ein abgeerntetes Kornfeld in Europa, so nackt ist der Boden und so kurz werden die reihenweis gepflanzten Büschel mit der Sichel abgeschnitten. Alles, was nicht mit Wasser begossen wird oder Schutz im Schatten eines Baumes hat, welkt dahin und verdorrt. Die Bäume widerstehen mit bewunderungswürdiger Kraft der starken Hitze, die außer ihnen Alles zu besiegen scheint. Die armen Ochsen und Büffel, die in dieser Sonnengluth ihre Lasten schleppen müssen, finden jetzt eine sehr geringe Weide. Nicht besser ergeht es den Kühen, welche schwere Reissäcke tragen und sich außerdem melken lassen müssen, wenn es überhaupt möglich ist, ihnen etwas Milch abzuzapfen. Esel giebt es hier in großer Menge; ob aber diese Thiere häßlicher sind, oder die Büffel, will ich unentschieden lassen, denn mit ihrem schmutzig aschgrauen Fell und dem faulen Schlendrian, in dem sie sich bewegen, streiten sie mit jenen um den Preis. Die großen weißen Ochsen, deren sich die Europäer und Eingeborenen, welche sich kein Pferd halten können, zum Fahren bedienen, sind prächtige, schöne Thiere mit hohen, glänzenden Hörnern, deren Enden häufig mit Metallknöpfen geziert sind. Die eingebornen Pferde sind kleine, häßliche Kracken, welche für einen Spottpreis verkauft werden, aber zu nichts anderem taugen, als Lasten zu tragen, und sie thun dies mit derselben Trägheit und Langsamkeit, wie die Esel. Die arabischen Pferde, die man hier öfters aus Persien einführt, und die Pferde aus dem Marattenland werden zu sehr hohen Preisen verkauft. Eine seltsame Sitte der Hindus besteht darin, daß sie die Schwänze und Mähnen ihrer Pferde und die Hörner ihrer Ochsen mit den grellsten Farben anmalen; aber sie lieben den buntscheckigen und vielfarbigen Schmuck, gerade wie bei uns das gemeine Volk.

Ein Beispiel von der Dreistigkeit und Gefräßigkeit der indischen Vögel erhielten wir einst in dem Garten eines Freundes. Während wir nämlich bei Tische saßen, stieß ein Malabarovogel, eine Art Habicht, schnell aus der Luft herunter, und schnappte ein Stück Carbonade von einer Schüssel fort, die ein Diener aus der Küche durch den Garten zum Tisch trug. Er beging den Raub mit solcher Behendigkeit, daß fast nichts zu sehen war, und als ich versuchen wollte, ob er es mit mir eben so machen würde, war er damit schon zu Stande, ehe ich ihn gesehen hatte. Einen andern merkwürdigen Zug einer Krähe, die sehr geschickt mit dem Schnabel den Deckel von der Wasserkrufe zu nehmen und daraus ihren Durst zu löschen verstand, darf ich hier nicht vergessen, da diese beiden Beispiele beweisen können, wie die indischen Vögel ihren Hunger und Durst auf eine ganz überlegte und anständige Weise zu stillen wissen. Daß die Hindus so viel Schlauheit haben, setzte uns nun nicht mehr in Erstaunen, da wir sahen, wie klug schon die Thiere ihres Landes sind; nur wäre zu wünschen, daß die Menschen ihre Klugheit besser anwendeten, als wirklich der Fall ist.

Vor den Schlangen muß man sich am allermeisten in Acht nehmen. In demselben Garten, von dem ich so eben sprach, war ich Zeuge einer gefährlichen Katastrophe. Einer der Söhne meines Wirths, ein munterer Knabe, machte nämlich auf einen Sperling Jagd, ohne zu bemerken, daß eine Brillenschlange in dem nämlichen Augenblick dem Vogel nachstellte. Die Schlange erhob sich; der Knabe wurde sie aber glücklicher Weise noch bei Zeiten gewahr und konnte fliehen, und auch der Sperling erhielt wahrscheinlich vermittlest der doppelten Verfolgung Gelegenheit zu entkommen.

Da die Schlangen überall mit dem Beginn der warmen Jahreszeit zum Vorschein kommen, so hatte ich schon in den ersten Tagen meiner Anwesenheit in Indien vielfache Gelegenheit, mit dem

häßlichen Gewürm Bekanntschaft zu machen. Häute von Schlangen findet man fast in jedem Garten; viele sind drei bis vier Ellen lang, so daß die Furcht vor diesen Thieren keineswegs ungegründet ist. Eines Abends traf ich eine Schlange auf meinem Hofe, die jedoch flüchtete, und sich in einem kleinen Seitenhause versteckte. Ich durfte es nicht unterlassen, sie zu verfolgen, zündete deshalb sogleich meine Laterne an, und nahm einen Stock in die Hand. Nach einem ziemlich schwierigen Kampf in dem engen Raume, wobei sie sich mehrere Male unwendete und zischte, tödtete ich sie endlich, als sie sich unter einem losen Mauerstein verstecken wollte; aber ich fand, daß sie nicht von der giftigen Art war. Dagegen saß ich eines Abends vor der Hausthür neben einem guten Freund, und stuzte nicht wenig über einen dumpfen Laut und ein darauf folgendes ängstliches Ratzengeschrei, welches sich im Vorzimmer vernehmen ließ. Ich hatte mich kaum auf dem Stuhl umgedreht, um durch die Thüre zu sehen, als eine gewaltig große Schlange in mächtigen Windungen durch dieselbe herauskam. Sogleich faßte ich meinen Freund schweigend unter dem Arm, um ihn an jeder Bewegung zu verhindern. Glücklicherweise wandte sich die Schlange nach der entgegengesetzten Seite, und schlich sich längs dem Hause auf das Geländer einer benachbarten Laube hinauf. Zitternd vor Schreck fragte ich meinen Freund, ob er gesehen hätte, was so eben neben uns hingekrochen. Da er von der Thür etwas entfernter gesessen hatte, als ich, so hatte er nichts gehört; auch hatte er, als ich ihn am Arm nahm, nichts wahrgenommen. Ich ließ jetzt in aller Eil, doch mit möglichster Ruhe, sämtliches Hauspersonal herbeirufen, bewaffnete Alle mit Stöcken und Stangen, nahm die Laterne in die Hand, und ging mit meinem ganzen Gefolge, von der Laube geleitet, nach der Laube. kaum waren wir hinausgetreten, so blieb die Raze ängstlich stehen und stierte in eine der Oeffnungen hinein, aus denen

das Wasser von dem Dach der Laube auf die Straße läuft. Bei genauerem Nachsehen wurde ich die Schlange gewahr; ein auf der Straße vorübergehender Soldat jagte sie mit seinem Säbel zu uns heraus, und nun gelang es uns ohne große Mühe, den gefährlichen Feind zu erlegen. Es war eine giftige Brillenschlange von bedeutender Größe.

Es gewährt einen interessanten Anblick, wenn sich die furchtbare Brillenschlange nach der Musik eines chinesischen Gauklers in der Form eines Schwanenhalses pfeifend und zischend emporhebt und die breite Nackenhaut, auf der das Brillenzeichen deutlich zu sehen ist, ausspannt. Ein solcher Anblick ist durchaus mit keiner Gefahr verbunden, da die Schlange allen Befehlen ihres Wändigers gehorcht und, sobald die Musik aufhört, in ihr Gefäß kriecht. Die Schlangenbeschwörer verstehen es, diese Thiere aus ihren Schlupfwinkeln herauszulocken; sie ergreifen sie, sobald sie hervorkommen, schnell beim Schwanz, schwingen sie so lange im Kreise um ihren Kopf, bis sie sie gänzlich betäuben, stecken sie in ein Gefäß und zähmen sie durch Hunger.

Gefährlicher, als das Leben in der Ebene, ist der Aufenthalt in den Gebirgen Indiens, welche von Raubthieren aller Art wimmeln; die schlimmsten Feinde des Menschengeschlechts aber hausen in dem Lande zwischen den vielen Mündungen des Ganges, wo man Zeuge der furchtbaren Kämpfe unter den riesenhaftesten Raubthieren der Erde sein kann. Dort ist der Schauplatz der gewaltigen Thiergefechte, welche stattfinden, wenn der schreckliche Alligator den blutgierigen Königstiger anfällt, oder wenn der Büffel sich gegen einen Angriff dieser fürchterlichen Feinde wehren muß. Auch der schwerfällige Tapir wird bisweilen die Beute seiner Feinde, trotz seiner dicken, undurchdringlichen Haut. Wenn aber ein so gewaltiger Thierdaver auf dem Wahlplatz zurückbleibt, so sammeln sich die Adler

und Nasvögel, und theilen die Beute mit Schakals und Krokodilen und allerhand kleinerem, verzehrendem Ungeziefer. Das größte Nas wird hier in kurzer Zeit gänzlich zum Skelett.

Auch die Würmer, Käfer und Insecten Indiens sind in mancher Beziehung merkwürdig. Da giebt es Larven, welche mehrere Monate, ja selbst ein halbes Jahr lang verpuppt liegen, ehe die beflügelten Insecten herauskommen. Eine große, grüne Larve, die sich auf dem Weinblatt aufhält, wird zu einem Insekt mit Flügeln, welches ganz dem Blatte eines Baumes gleicht. Eine Art Grashüpfer hat so viel Aehnlichkeit mit den Grashalmen, daß ich das Thier erst dann, wenn es sich bewegte, von den Halmen zu unterscheiden vermochte. Ein sehr glänzendes Schauspiel hat man des Abends in den Gärten durch die sogenannten Feuerfliegen, welche die Gipfel der Bäume illuminiren. Dies sind beflügelte Insecten, die aus leuchtenden Larven entstanden sind und einen so starken Schein haben, daß man, wenn mehrere derselben in der Nähe sind, in finsterner Nacht zu lesen im Stande ist.

Eine Menge kleiner Fliegen, die unaufhörlich ihr Vergnügen daran finden, sich in den Augen der Menschen niederzulassen, verursachen nicht allein empfindliche Schmerzen, sondern auch gefährliche Entzündungen, und tragen nicht selten Krankheitstoffe von einem Menschen auf den andern über. Oft bin ich auch von kleinen giftigen Insecten an den Händen und im Gesicht zerstoßen worden, ohne daß ich im Stande gewesen wäre, zu entdecken, wann und woher sie kamen. Einst tödtete ich eine große Wespe, die mir mehrmals gerade ins Gesicht fuhr, während sie summend im Zimmer umherflog, nach einem langen Gesecht mit meinem Lineal. Einen Augenblick nachher sah ich, wie sie von einer unzähligen Menge Ameisen weggetragen und in einigen Minuten völlig verzehrt wurde. Die Wespen bauen ihre Nester an den Deckbalken und an allen Wänden der Zimmer, und

werden dadurch zu einer großen Plage. Ich konnte eines Tages meinen Schreibtisch nicht aufschließen, weil das Schlüsselloch von einem solchen Wespennest ganz verstopft war.

Die fliegenden Ameisen sammeln sich des Abends in solcher Menge um das Licht, daß sie sehr beschwerlich werden. Sie verlieren ihre Flügel, indem sie das Licht umschwärmen und sich an einander reiben. Auf diese Weise läßt es sich begreifen, daß fast alle Häuser ganz mit Ameisen angefüllt sind. Man hat keine Stelle im Hause, welche vor ihnen sicher ist, und die weißen Ameisen Indiens sind, wie bekannt, noch viel verderblicher als die europäischen, weil sie Alles auffressen und beschmutzen. Man hat sogar vor einigen Jahren in Batavia diese Thiere beschuldigt, eine bedeutende Summe Papiergeld, das in einer öffentlichen Kasse fehlte, aufgeessen zu haben. Mir machten sie gleich nach meiner Ankunft in Indien einen schlimmen Besuch, so daß ich fürchtete, alle meine Bücher zu verlieren; ich war aber so glücklich, dieses schädliche Ungeziefer auszurotten, ehe es einen erheblichen Schaden anrichten konnte. Jeden Morgen, wenn ich in mein Zimmer hinab kam, hatten sie sich über die ganze Wand hin von einer thonartigen, übelriechenden Schmutzmasse einen förmlichen Bau gebildet, unter welchem sie zum Schutz gegen ihre Feinde tiefe Gänge in der Mauer hatten. Eine solche Rothmasse riß ich täglich herab, fand sie aber den Tag nachher stets erneuert, oft in doppelter Größe. Ich versuchte heißes Wasser in die Mauer zu spritzen, aber es half nichts; selbst starker Tabacksabguß vermochte nicht, ihnen ihren Aufenthalt zu verleiden. Endlich bequemte ich mich, einen von den klugen Männern, einen sogenannten Schlangenbeschwörer, holen zu lassen, der allerhand Ungeziefer zu vertreiben verstand. Ich wurde auch nicht betrogen, denn der Zauberer bekam richtig sowohl den König als die Königin dieses Ameisenreichs gefangen, ohne eine andere Hexerei anzuwenden, als daß

er ein Loch tief in die Mauer grub, bis er die Residenz erreichte. Ich war so aufgebracht, daß ich einen Faden um die beiden Ameisen-Majestäten legte und sie in eine Spiritusflasche hing, in der sie nach Hause gesendet werden sollen. Den nächsten Tag war das ganze Reich zerstört, und seitdem habe ich nichts mehr von diesen unangenehmen Gästen verspürt.

Unter allen Thieren Ostindiens fesselt keins in dem Grade die Aufmerksamkeit der Europäer, wie der Elephant. Sein Lieblingsaufenthalt sind die sumpfigen Waldungen am Fuß des Himalaya-Gebirges, aus denen er nur in der Regenzeit hervorbricht, um die Erndten der benachbarten Felder zu verwüsten. Wie an Körpergröße, so übertrifft der Elephant auch an Klugheit und Gelehrigkeit alle vierfüßigen Thiere, und ebenso bewunderungswürdig ist, wenn er gezähmt wird, seine Sanftmuth und Unterwürfigkeit. Auf einen Wink seines Führers kniet er mit den Hinterfüßen nieder und streckt die Vorderfüße so weit vor, daß er mit dem Bauche die Erde berührt, und in dieser Stellung beharrt er in größter Ruhe so lange, bis die Lasten aufgeladen oder die Jäger aufgestiegen sind. Wunderbar ist die Geschicklichkeit, mit der er seinen Rüssel zu den schwierigsten Verrichtungen zu benutzen weiß; er löst mit demselben verwickelte Knoten auf, pflückt Blumen, hebt Münzen und andere kleine Sachen vom Boden auf, entstöpselt Flaschen und bringt den Inhalt derselben, ohne einen Tropfen zu verschütten, in sein Maul.

Ganz weiße Elephanten sind überaus selten, und sie werden von den Verehrern der Buddha-Religion für heilig gehalten. In Bankok, der Hauptstadt von Siam, werden alle weiße Elephanten, welche man findet, aufs sorgfältigste gepflegt; jeder hat seinen be-

sonderen Stall und zehn Wärter; ihre Fangzähne sind mit goldenen Ringen verziert; um den Kopf haben sie ein Netzwerk von goldenen Ketten und auf dem Rücken ein kleines, gesticktes Sammtkissen. Jeder weiße Elephant hat den Rang und den Titel eines Königs; wer einen solchen findet, wird mit einer silbernen Krone und einem Landgut beschenkt, und mit seiner ganzen Familie von allen Abgaben befreit. Eins dieser Thiere hat noch einen besondern Vorrang vor den übrigen; es hat seinen eigenen Palast, eine Leibwache und eine zahlreiche Dienerschaft. Auf seinem Kopfe befindet sich eine goldene, mit Edelsteinen besetzte Krone; sein Futter wird ihm auf goldenen Schüsseln gereicht, und alle Abend wird es mit einer prächtigen Musik eingeschlafert. Stirbt das Thier, so wird es mit demselben Gepränge, wie der König, bestattet; das ganze Land betrauert seinen Tod, und die Großen des Reichs suchen ihm unter vielfachen Ceremonien unter den übrigen weißen Elephanten einen Nachfolger aus.

Bei meiner Anwesenheit in Ostindien ereignete sich ein Vorfall, der einen Beweis von der wunderbaren Klugheit der Elephanten abgiebt. Eine Abtheilung meines Regiments, welche ein Korn-Magazin bewachte, in welchem sich eine große Menge Reis befand, wurde schnell zurückgezogen, um einige unruhige Dorfbewohner der Nachbarschaft, welche mit den Behörden Streit angefangen hatten, zur Ruhe zu bringen. Zwei Soldaten, die sich etwas verspätet hatten, befanden sich noch in der Nähe des Gebäudes, als sich Folgendes ereignete. Sobald die Soldaten abgezogen waren, erschien vor dem Kornhause eine Heerde wilder Elephanten, welche schon seit längerer Zeit in der Nachbarschaft bemerkt worden war. Vor ihr her gingen Kundschafter, welche bald wieder zu ihr zurückkehrten und sie benachrichtigten, daß die Soldaten abgezogen und das Haus unbewacht wäre. Sogleich rückten die Thiere schnellen Schrittes gegen das Gebäude an. Als sie sich dem Hause in

kriegerischer Ordnung bis auf wenige Ellen genähert hatten, machten sie plötzlich Halt und fingen an, den Gegenstand ihres Angriffs vorsichtig zu untersuchen. Nichts konnte behutsamer und überlegter sein, als ihr Verfahren. Die Mauern des Kornhauses waren von festen Backsteinen und sehr dick, und die einzige Oeffnung befand sich in der Mitte eines erhöhten Daches, zu welchem man mittelst einer Leiter hinaufstieg. Bei der Annäherung der Elephanten kletterten die beiden erstaunten Zuschauer auf einen hohen Baum, um der Gefahr eines Zusammentreffens mit den schlimmen Feinden zu entgehen. Das Benehmen der vierfüßigen Belagerer war von der Art, daß es ihre Neugierde im höchsten Grade fesselte; sie beobachteten deshalb das Verfahren derselben mit gespannter Aufmerksamkeit. Die Zuschauer waren durch das Laubwerk des Baumes, auf den sie sich ihrer Sicherheit wegen begeben hatten, so gänzlich verborgen, daß sie von den Elephanten nicht wahrgenommen werden konnten, obgleich sie durch kleine Sehlöcher, welche die Zweige hier und dort offen ließen, Alles genau zu beobachten vermochten, was unten vorging.

Wäre ein Thor zu dem Kornhause da gewesen, so würde die Schwierigkeit, sich einen Eingang zu verschaffen, schnell beseitigt worden sein; aber vier dicke Backsteinwände waren Hindernisse, die sowohl der Stärke als dem Scharfsinn dieser stummen Räuber Troß zu bieten schienen. Diese ließen sich jedoch durch die Schwierigkeiten, die sie zu überwinden hatten, nicht abschrecken, sondern fingen allmählich ihre Operationen an den Ecken des Gebäudes an. Ein großer, männlicher Elephant, mit ungeheuren Hautzähnen, arbeitete einige Zeit, um einen Einbruch zu machen, aber nach einer Weile war seine Kraft erschöpft und er zog sich zurück. Dann rückte der nächste an Größe und Stärke vor, und erschöpfte sich in seinen Anstrengungen mit nicht besserem Erfolge. Ein dritter kam, und indem

er jene fürchterlichen Hebel anwandte, mit denen seine Kinnbacken bewaffnet waren, und die er mit ungeheurer Gewalt gebrauchte, gelang es ihm endlich, einen Ziegelstein auszuheben. Als einmal eine Oeffnung gemacht war, kamen andere Elephanten herbei, und so erlangte man bald einen Eingang, der weit genug war, um die entschlossenen Plünderer einzulassen. Da die ganze Heerde es sich nicht auf einmal bequem machen konnte, so theilte sie sich in kleine Abtheilungen von drei bis vier Stück. Eine von diesen ging hinein, und wenn sie zur Genüge genommen hatte, so zog sie sich zurück und ihr Platz wurde sogleich von den nächst wartenden eingenommen, bis die ganze Heerde, über zwanzig an der Zahl, eine volle Mahlzeit eingenommen hatte. Auf einmal wurde ein scharfer Ton von einem der Elephanten gehört, welcher sogleich verstanden wurde; denn diejenigen, welche noch im Gebäude waren, stürzten plötzlich heraus und verbanden sich mit ihren Gefährten. Ein Elephant der ersten Abtheilung hatte nämlich, nachdem er sich aus dem Kornhause zurückgezogen hatte, Schildwache gestanden, während die übrigen sich der Früchte ihres Scharffinnes und ihrer Beharrlichkeit erfreuten. Er hatte sich so gestellt, daß er die Annäherung jedes Feindes wahrnehmen konnte. Plötzlich hatte er einen Theil der Truppen bemerkt und das Zeichen zum Rückzuge gegeben. Einige Augenblicke darauf zog sich die ganze Heerde, ihre Rüssel schwingend, in den benachbarten Wald zurück.

Wenn die Dinge, welche man von den Elephanten liest, nicht von Augenzeugen erzählt würden, so müßte man sie für Märchen halten; so aber wird man kaum müde, die wunderbaren Geistesgaben dieser Fleischkolosse zu bewundern, welche die Natur mit so viel Zartgefühl und Ueberlegung ausgestattet hat. Das folgende merkwürdige Ereigniß erzählte mir einer meiner Freunde, der über zwanzig Jahre in Ostindien gelebt hat.

Es gibt alljährlich eine Zeit, in der der Elephant unlenksamer, reizbarer und zu heftigen Ausbrüchen geneigter ist als sonst. Der Wärter muß dann alle Vorsicht anwenden, um ihn auf keine Weise, selbst nicht durch ein hartes Wort, zu reizen; vielmehr sucht er ihn durch Schmeichelworte und Leckerbissen freundlich zu erhalten. Und doch ereignet sich nicht selten der Fall, daß ein Elephant auch bei der freundlichsten Behandlung wild wird. So riß sich auch einmal ein Elephant los und lief laut brüllend durch das ganze Lager, indem er Zelte, Pferde, Ochsen und Wagen umwarf. Man verfolgte ihn mit Speeren und verwundete ihn; aber dadurch wurde er nur noch wüthender gemacht. Unglücklicher Weise erblickte er den nacheilenden Wärter, und mit einem Streiche seines Rüssels lag dieser zu Boden gestreckt und todt da. Jetzt blieb aber auch der Elephant stehen und schien wie angefesselt. Er wendete kein Auge von dem Leichname weg, bis er endlich in vollem Zagen wieder dem Orte zueilte, wo er sich losgerissen hatte. Hier lag das zweijährige Kind des Wärters im Schlasfe. Der Elephant umschlang es mit dem Rüssel und hob es hoch empor, aber so zärtlich, wie nur eine Mutter es thun konnte, und liebte ihm dann mit seinem Rüssel, indessen Alle für das Leben des Kindes fürchteten. Endlich legte er es sanft auf den Boden und bedeckte es mit den Kleidern, die ihm entfallen waren. Darauf ließ er sich geduldig anbinden, und zeigte nie wieder die geringste Spur von Wildheit. Dem Kinde bewies er stets die größte Zärtlichkeit, und sobald er es erblickte, liebte er ihm mit seinem Rüssel. Aber auch alle Kraft und aller Muth war seit jenem unglücklichen Tage aus dem Thiere gewichen, und ein halbes Jahr nachher starb es, obgleich es von keinem körperlichen Leiden ergriffen worden war.

9. Ein Abenteuer in Ava.

Es war im Februar des Jahres 1826, als zu Jandabu im Königreich Ava ein Friedensvertrag zwischen England und den Birmanen geschlossen wurde. Meine Gesundheit, die von den Strapazen des Krieges sehr gelitten hatte, machte meine Rückkehr nach Madras nothwendig, und ich eilte, mich nach Rangun zu begeben, um mich dort einzuschiffen. Da das Land von Räubern überschwemmt war, so ließ sich der Weg von achtzig deutschen Meilen, den ich vor mir hatte, nicht gut zu Lande zurücklegen, und man rieth mir daher, den Abmarsch eines Theils des Heeres abzuwarten, der auf dem Fluß eingeschifft werden sollte, um mit ihm die Reise, die auch hier nicht ganz ohne Gefahr war, mit größerer Sicherheit ausführen zu können. Doch mein zunehmendes Uebelbefinden erlaubte mir nicht, die Reise aufzuschieben, und ich verließ daher am sechsten März Jandabu in einem kleinen Kanoe, von birmanischen Schiffern geführt und von zwei Dienern und einem invaliden Sipahi begleitet.

Ich werde nie den herrlichen Morgen vergessen, an dem ich von meinen Freunden Abschied nahm und in die Barke stieg, die mich, wie ich hoffte, sicher nach Rangun bringen sollte. Die Ufer des Irawaddi waren mit Menschen von allen Farben und Nationen besetzt, die uns ein fröhliches Lebewohl nachriefen, und über uns breitete sich ein wolkenloser, reiner Himmel aus. Es war ein köstlicher Tag. Meinen Gedanken hingegeben, bemerkte ich nicht den flüchtigen Lauf der Stunden, und die Dämmerung des Abends und die Dunkelheit der Nacht überkam mich, ehe ich es ahnte. Mit der Nacht erhob sich auch ein starker Wind; schwarze Wolken machten die Dunkelheit noch finsterner, und als der Wind immer heftiger wurde, sahen sich meine Schiffsleute nach einem Platz um, wo sie

das Schiffchen in Sicherheit bringen könnten. Der Fluß war in Aufregung, und die Ufer, die sich hier hoch und steil erhoben, wie die gothischen Thürme und Mauern einer Burg, machten jede Annäherung unmöglich. Unter der Zeit war der Wind zu einem heftigen Sturm geworden, die Blicke kreuzten sich, und in unserem kleinen Schiffe stieg die Unruhe von Minute zu Minute, als wir plötzlich von den ungestümen Wellen gegen das Ufer geworfen wurden und in einem Augenblick der Rahn mit Wasser gefüllt war. Durchnäht und voll Besorgniß erkletterte ich das Ufer, während mein Gepäck von den Birmanen gerettet wurde; das Boot aber wurde bei näherer Untersuchung ganz unbrauchbar gefunden.

Unsere Lage war sehr unangenehm. Weil wir jedoch bei dem Dunkel der Nacht nichts unternehmen konnten, so ließ ich ein Glas Brantwein vertheilen, und da die sämtlichen Eßwaaren von den Wellen verschlungen worden waren, so legten wir uns zur Ruhe. Nach einigen Klagen und Verwünschungen gegen das unerbittlich grausame Geschick fanden meine Gefährten bald Trost im Schläfe; nur zu mir kam er nicht. Der Mond drang hell durch das fliehende Gewölk, der Sturm legte sich und strich nur noch flüsternd durch das Gebüsch, die Wellen ebneten sich und brachen sich seufzend am Ufer; doch der Schlaf wollte nicht kommen, da eine ängstliche Besorgniß, ein Vorgefühl nahender Gefahren, meine Sinne munter erhielt.

Die Nacht wurde nach und nach ganz hell, glänzend spiegelte sich der Mond in den Wellen, aber immer düsterer wurden meine Gedanken, bis ich endlich in einen träumerischen Halbschlummer versank. Da traf plötzlich mein Ohr ein gellender Schrei; ich fühlte einen heftigen Schlag auf meinen Kopf und verlor das Bewußtsein. Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich am Ufer des Flusses und meine Leute um mich beschäftigt. Ich wollte mich erheben, doch ver-

mochte ich es nicht; meine Diener aber erzählten mir, daß ich mit Mühe einem räuberischen Anfall der Bootsleute entgangen sei.

Die Schändlichen waren verschwunden. Mein Kopf schmerzte mich heftig, und ich fand eine breite Wunde an demselben, die sie mir beigebracht hatten, um sich meines Gepäcks zu bemächtigen, welches ihre Habsucht gereizt hatte, und um sich zugleich an den verhaßten Engländern zu rächen, welche ihren Kaiser besiegt hatten. Ein Zufall hatte einen meiner Diener erweckt, gerade im Augenblick, als der Steuermann, ein hagerer, abschreckend häßlicher Mann, sich mir leise genähert hatte, während zwei von seinen Kameraden sich meines Gepäcks bemächtigten. Nachdem er sich über mich gebeugt, um sich von meinem Schlummer zu überzeugen, hatte er mir mit einem großen Holzmesser einen Schlag auf den Kopf versetzt; als er ihn aber wiederholen wollte, hatte ihn mein Diener erreicht, und ihm nach einem hartnäckigen Kampfe die Waffe entrißen. Dadurch aber waren auch die Andern aufgeweckt worden, und die Räuber ergriffen die Flucht, indem sie die beiden kleineren mir gehörigen Felleisen mitnahmen. Meine Diener waren in dem Kampfe alle mehr oder weniger verwundet worden.

Welch eine Nacht! Meine Wunde, die unaufhörlich blutete, hatte mich fast zum Tode erschöpft, denn erst am Morgen gelang es meinen Dienern, das Blut mit Tüchern zu stillen. Aber auch der anbrechende Tag brachte uns in keine bessere Lage. Mein Zustand verhinderte mich gänzlich am Gehen, und in der glühenden Sonne, und ohne alle Speise fanden wir nur im vorbeirauschenden Strom eine kleine Hoffnung auf Hülfe, wenn die Schiffe der Armee bald herabkämen. Stunde auf Stunde verging, der Tag neigte sich, und noch immer zeigte sich keine Hülfe. Endlich erschien ein Dampfboot in der Ferne! Wir befestigten eilig ein Tuch an ein Ruder und ließen es auf dem höchsten Punkt des Ufers wehen. Doch unser Zei-

chen wurden nicht bemerkt; das Boot ging vorüber, und die Nacht senkte sich leise auf uns herab. Die ganze Natur schien schweigend sich zur Ruhe zu neigen, und in gleichem Maße schwand in uns alle Hoffnung auf Rettung dahin. Plötzlich aber rief mein alter Sipahi: „Bei Allah! Seht, Herr!“ Ein Ruderboot kam den Strom herab, sah unser Zeichen und schickte einen Rachen zu uns, in dem ich zu meiner nicht geringen Freude einen mir befreundeten Offizier erblickte.

Auf dem Schiff wurde sogleich meine Wunde verbunden und ich nebst meinen Dienern aufs beste verpflegt.